

Anne Betten

Universität Salzburg

Die deutsche Sprache bei der 1. und 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel¹

Abstract

Based on about 250 narrative interviews, the article describes the language biographies and cultural identities of Jewish emigrants from German speaking countries in Israel, 60 years after the cultural break of Nazi persecution. It focuses on the influence of external factors (like family-background in Europe, forms of settlement, partnerships, friends, jobs etc. in the new surroundings) on the acquisition of Hebrew and the maintenance of a mostly very educated and correct German in the 1st generation. Additional analyses illustrate the interdependence of language attitudes and abilities in the 2nd generation, who often acquired German as children in the family, but were ashamed of it during their adolescence.

Key words: language and migration/language and identity/language biographies/language maintenance and loss

1. Einführung: Interviewprojekte mit den „Jeckes“ in Israel und die linguistischen Ausgangshypothesen

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit jenen deutschsprachigen jüdischen Einwanderern, die zwischen Hitlers Machtergreifung 1933 und dem

¹ Der Beitrag ist eine stark gekürzte und modifizierte Version meines Referats beim Internationalen Symposium „Deutsch in Israel“ der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) am 10–11. Januar 2012 im Goethe-Institut Tel Aviv, dessen Publikation nicht vorgesehen war, nun aber doch (in voller Länge) in der Zeitschrift *Der Sprachdienst* 4–5/13 erscheinen wird.

Beginn des 2. Weltkrieges in das damalige Britische Mandatsgebiet Palästina, ab 1948 Israel, emigrieren konnten. Auf sie, die dort leicht spöttisch auch „Jeckes“ genannt wurden, und später auch auf ihre Kinder konzentrieren sich 3 Forschungsprojekte, die ich zwischen 1989 und 2006 in Form narrativer autobiographische Interviews durchgeführt habe. Thematisch stehen dabei der Kultur- und Identitätsbruch durch die Emigration, besonders der Sprachwechsel und die Akkulturation im neuen Land im Zentrum. Quantitativ machte diese Einwanderung nach 1933 (die sog. 5. Alija) den Großteil der gesamten deutschsprachigen Einwanderung aus: Vor 1933 waren es weniger als 3.000, vor allem überzeugte Zionisten, deren Nachkommen bis heute Wert darauf legen, nicht mit den Hitler-Flüchtlingen in einen Topf geworfen zu werden. „Kommst du aus Überzeugung oder kommst du aus Deutschland?“, wurden die Flüchtlinge von der jüdischen Gemeinschaft in Palästina (dem sog. Jischuw) oft gefragt, die 1933 ca. 200.000 Personen umfasste, die entweder altansässig oder schon Jahrzehnte früher v.a. aus Osteuropa eingewandert waren und mit Nachdruck für die hebräisch-jüdische Prägung des Landes kämpften. Ein anderer Satz, den die deutschsprachigen Juden oft zu hören bekamen, war: „Hier wird die Nazisprache nicht gesprochen!“, er erhielt seine volle Schärfe jedoch erst während und nach der Kriegszeit, als die Gräueltaten des Holocaust in vollem Ausmaß bekannt wurden.

Die deutschsprachige Einwanderung während der 1930er Jahre war die erste Masseneinwanderung: schätzungsweise 50–70.000 Menschen. Da viele wegen der britischen Einwanderungsbeschränkungen illegal ins Land kamen, schwanken die Angaben beträchtlich (vgl. genauer BETTEN 2011a: 64f.). Viele der deutschen und österreichischen Juden hatten sich bis zu ihrer Ausgrenzung durch die Nationalsozialisten als loyale deutsche oder österreichische Staatsbürger gefühlt, danach jedoch war eine positive Beziehung zum Herkunftsland tabuisiert (vgl. u.a. BETTEN 2013a). Auch für die 2. Generation wurde dies spätestens mit ihrem Eintritt in die Schule zum Problem und führte oft zu Konflikten mit ihren von deutscher Kultur und oft noch von deutscher Sprache geprägten Elternhäusern. Ich kann im Folgenden nur auf einige Aspekte dieses Dilemmas hinweisen. Dazu ein Zitat des israelischen Historikers Henry WASSERMANN (2006: 97):

Die Art, wie *Jeckes* Einwanderung, Anpassung, berufliche Umschichtung, politische, soziale und kulturelle Integration bewältigt haben, ist von einer Anzahl professioneller und nicht-professioneller Gelehrter und Schriftsteller so beschrieben worden, als ob sie eine große Erfolgsgeschichte gewesen wäre; die Art, in der die deutsche Sprache und Bildung die politische, soziale und kulturelle Integration behinderte, hat man ignoriert.

In diesem Zusammenhang nennt er unsere Interviews (er bezieht sich auf den Textband BETTEN/DU-NOUR 2004) als wichtige Quelle für die „Er-

innerungen daran, was es bedeutet, in der eigenen Heimat fremd zu sein“ (WASSERMANN 2006: 97). Dazu sei angemerkt, dass die überwiegende Zahl unserer fast 200 Interviewpartner/innen der 1. Generation zur Zeit der Einwanderung erst 15 bis 25 Jahre alt war: Viele haben betont, wie viel schwerer die Eingliederung für die Generation ihrer Eltern oder Großeltern war. Dazu gibt es viele berührende und auch tragische Berichte. Die meisten Interviewten hatten jedoch, rund 60 Jahre nach ihrer Einwanderung, zu den äußeren Schwierigkeiten der Anfangsjahre mittlerweile eine gewisse emotionale, manchmal sogar humorvolle Distanz. (Zu unterschiedlichen Darstellungsweisen vgl. MAJER 2012, zum sprachlichen Umgang mit Emotionen THÜNE/LEONARDI 2011.) Diese Distanz galt allerdings viel weniger für den zentralen Bereich ihrer persönlichen Identität: die sprachlichen Ausdrucksfähigkeiten, deren Bedeutung für die psychische Stabilität und das Gefühl sozialer und kultureller Geborgenheit besonders groß ist. Jede/r Immigrant/in war von Sprachenwechsel und kultureller Umorientierung betroffen, und auch wenn Ausgangsbedingungen wie Endergebnisse ganz verschieden waren, war jede/r mit den Nachwirkungen ein Leben lang konfrontiert, auch wenn er/sie sich voll und ganz als Israeli definiert (vgl. dazu BETTEN 2013a mit Beispielen sehr gut hebraisierter und beruflich erfolgreicher Interviewpartner/innen). Die meisten der deutschsprachigen Einwanderer kamen aus assimilierten Familien und brachten keine oder nur geringe Kenntnisse der hebräischen Sprache mit. Aber selbst Religiöse, die die Sprache der Bibel beherrschten, mussten sich die Alltagssprache erst aneignen (ein berühmtes Beispiel ist Martin Buber). Je nach Alter, Beruf, Siedlungsform, aber auch Ideologie, Sprachbegabung u.a.m. vollzog sich die Erlernung des Hebräischen in unterschiedlicher Geschwindigkeit und in unterschiedlichen Graden. Miryam DU-NOUR (2000a) hat in einem Beitrag zu unserem linguistischen Projektband eine Reihe statistischer Auswertungen zur Relevanz dieser Variablen vorgenommen. Selbst aus einer deutschsprachigen tschechischen Zionistenfamilie stammend, die schon in den 1920er Jahren eingewandert war, hat sie noch Ergänzungsinterviews mit eigenen Bekannten, die einen deutschsprachigen Hintergrund hatten, gemacht, v. a. unter intellektuellen, zionistisch orientierten und im öffentlichen Leben Israels eine Rolle spielenden Persönlichkeiten: Diese sollten die Aussagen der Interviewpartner, die sich über unsere Annoncen in zwei damals noch existierenden deutschsprachigen Zeitungen gemeldet hatten, ergänzen bzw. korrigieren. Mit dem Wechsel der Sprache traten jedoch auch bei diesen gut integrierten Verhaltensmuster und kulturelle Vorlieben in Erscheinung, die sich kaum von der Mehrheit derer unterschieden, die dem *Verein der Einwanderer aus Mitteleuropa* noch nahe standen und noch deutschsprachige Zeitungen lasen.

2. Zur sprachlichen und kulturellen Situation der 1. Generation der deutschsprachigen Einwanderer

Die folgenden Tabellen (aus DU-NOUR 2000a) beziehen sich auf die Sprachbeherrschung im Hebräischen zum Interviewzeitpunkt (nach Selbsteinschätzung) bzw. die bevorzugten Sprachen im Sprechen, Lesen und Schreiben.

Tabelle 1: Sprachbeherrschung im Sprechen, Lesen und Schreiben des Hebräischen (in Prozent)

	gut	mittelmäßig	schwach	fehlende Angaben
Sprechen	84,9	11,4	2,6	2,1
Lesen	47,0	30,7	18,1	4,3
Schreiben	44,6	27,1	22,3	6,0

Tab. 2 setzt diesen Befund ins Verhältnis zum Alter bei der Einwanderung. Es zeigt sich, dass alle, die bei der Einwanderung jünger als 15 waren, das Hebräische perfekt beherrschen. Schon von den damals 15- bis 18-jährigen, die z.T. keine Schule mehr besuchen konnten, wird ihre Fähigkeit im Lesen und Schreiben von 42% nur noch als mittelmäßig eingestuft, von den als 19- bis 24-jährig Gekommenen gar schon von 72% – und von den älter als 24-Jährigen stufen sich 24% als schwach ein:

Tabelle 2: Kreuztabulierung „Alter zum Zeitpunkt der Immigration“ und „Sprachbeherrschung des Hebräischen“ (in Prozent)

Alter	gut in allen drei Fertigkeiten	mittelmäßig im Lesen u. Schreiben	schwach im Lesen und Schreiben
< 15	100,0	0,0	0,0
15–18	58,0	42,0	0,0
19–24	28,0	72,0	0,5
> 24	37,0	38,0	24,0

Umgerechnet auf das Ergebnis von Tab. 1 ergibt sich daraus u.a., dass sich nicht einmal die Hälfte im Lesen und Schreiben als gut einstufen – 18 bzw. 22% sogar als schwach. Desweiteren ist zu bedenken, dass die Sprachkompetenzen derer, die bei der Einwanderung 18 Jahre und älter waren, auch heute noch insofern relevant sind, als sie die Eltern der 2., schon im

Land geborenen Generation sind und diese durch ihr Sprachverhalten mit geprägt haben. 59,3% unserer Interviewpartner gaben an, mit den Ehepartnern Deutsch zu sprechen und nochmals 15,3% Deutsch und Hebräisch (vgl. DU-NOUR 2000a: 204). Von den Paaren, die beide Deutsch als Muttersprache hatten, sind es nur 5%, die angaben, miteinander nur Hebräisch zu sprechen: am häufigsten waren dies Ehepaare aus dem Kibbuz. Die persönlichen Vorlieben im Sprechen, Lesen und Schreiben unterstützen diesen Befund noch weiter:

Tabelle 3: Bevorzugte Sprachen beim Sprechen, Lesen und Schreiben (in Prozent)

	Sprechen	Lesen	Schreiben
Deutsch	20,0	23,1	34,6
Hebräisch	21,9	5,6	12,2
Englisch	0,6	8,8	3,2
Deutsch und Hebräisch	28,1	11,9	16,0
Englisch und Hebräisch	14,4	9,4	10,9
Deutsch und Englisch	4,4	19,4	10,9
Deutsch, Englisch und Hebräisch	10,0	19,4	11,5
andere	0,6	2,4	0,6

Nur 5,6 % bevorzugen Hebräisch beim Lesen eindeutig (und immerhin 12,2% beim Schreiben), wobei allerdings die Alternativen „Deutsch und Hebräisch“ bzw. „Englisch und Hebräisch“ noch mit zu berücksichtigen sind. Die Vorlieben für das Deutsche stehen jedoch eindeutig an der Spitze, nur beim Sprechen lag das Hebräische zur Interviewzeit vorn, und auch da zogen nur 22% es in allen Gesprächssituationen vor. Dies wird auch in den Textbeispielen 1 und 2 thematisiert.

In eklatantem Gegensatz zu den im Allgemeinen eingeschränkten Kompetenzen der Jeckes im Hebräischen steht ihr gepflegtes, schönes, akkurates, weitgehend dialektfreies, an der Schrift- bzw. Literatursprache orientiertes Deutsch, das die meisten lebenslang bewahrten, und dies, obwohl viele unserer Interviewpartner/innen ihre Schulausbildung oder Studien in Deutschland nicht mehr abschließen konnten, wie es bei der älteren Generation der Einwanderer, unter denen sich berühmte Persönlichkeiten der deutschen Juden befanden, noch der Fall war.

In der ersten Phase der Auswertung des Projekts wurden hauptsächlich die linguistischen Merkmale dieses gepflegten Deutsch analysiert, so die Komplexität der Sätze, in denen auch nach langen Einschüben meist grammatikalisch korrekt zum Hauptsatz zurückgekehrt wird (vgl. zusammenfassend

BETTEN 2000). Der heutige lässige Sprechstil in Deutschland wurde denn auch von manchen Interviewpartnern kritisch vermerkt. Das Pochen auf grammatische Normtreue sowie auf das „reine“ Sprechen, möglichst ohne Fremdwörter, entsprach den puristischen Idealen der Spracherziehung der 1920er Jahre, an der sich diese Generation orientiert hat. Einige äußerten explizit Stolz auf ihre „Weimarer Schulerziehung“ und charakterisierten ihre Sprache als „das gute alte Weimarer Deutsch“ bzw., wenn es Österreicher waren, als „Burgtheaterdeutsch“. Der Besitz einer gebildeten Sprache hatte für die Emigranten einen so hohen Stellenwert, dass dies sogar noch das Deutsch vieler, die als 14-/15-Jährige eingewandert sind, geprägt hat. Damit soll nicht geleugnet werden, dass im Laufe der Zeit auch diverse Sprachkontaktphänomene auftraten: bei einigen stärker, bei den meisten jedoch schwach (vgl. dazu DU-NOUR 2000b). Die Jeckes selbst stehen ihrer Sprachkompetenz hingegen viel kritischer gegenüber: Sprachliche Unsicherheiten, v.a. in der Orthographie, werden häufig als Ergebnis der schwierigen Sprachbiographien bzw. des Emigrantenschicksals allgemein empfunden. Ganz so weit ging mein Gesprächspartner Paul Alsberg nicht – aber was er über seine Sprachkompetenzen sagt, ist typisch. Er kam als 20-Jähriger, absolvierte in Etappen ein Studium, brachte es bis zum Leiter des Staatsarchivs, d.h. sein Berufshebräisch muss hervorragend gewesen sein. Andererseits blieb die Sprache mit seiner Frau, die mit ihm aus Deutschland gekommen war, immer deutsch. Auf meine Frage, ob er nach seiner Pensionierung wieder mehr Deutsch benutze, antwortete er:

(Bsp. 1) Dr. Paul Avraham Alsberg (* 1919 in Elberfeld), emigriert 1939. Interview: Anne Betten, Jerusalem 1994

PA: Ich benutze heute fraglos mehr Deutsch als während der Zeit, in der ich gearbeitet habe.

AB: Sind Sie in die hebräische Literatur, auch in die moderne Literatur hineingewachsen?

PA: Hören Sie zu. Mit allem, was Hebräisch ist, sind wir an der Oberfläche geblieben. Außer dem Fachlichen les' ich kaum hebräisch. Ich weiß nicht, ob ich sagen kann, daß ich ein nichtfachliches Buch pro Jahr lese. Ich lese bis heute keine Belletristik. Das hängt mit der Sprache zusammen. Ich les' ungleich schneller Deutsch oder Englisch. Wenn ich ein Buch zum Genuß lese und sprachlichen Genuß habe, ist es deutsch, bis heute. Gedichte kann ich überhaupt nur in Deutsch lesen, in keiner anderen Sprache. Wenn ich ein Buch des Inhalts wegen lese, lese ich am liebsten Englisch. Aber wenn ich deutsch schreibe, muß ich mir sehr häufig einen Duden nehmen, oder ich frage meine Frau plötzlich: »Wie schreibt man das?« Dasselbe geht mir fraglos auch so im Englischen, ich muß sehr häufig ein Lexikon nehmen. Sogar im Hebräischen, das ich im Beruf ausschließlich gebraucht habe, nehme ich es häufig. Sehen Sie, das ist etwas, was einem nicht passieren soll, wenn man diese Laufbahn gehabt hat wie ich, daß man eigentlich keine Sprache sicher schreibt ohne ein Wörterbuch. Das ist ein Armutszeugnis, ja. (BETTEN/DU-NOUR 2004: 326)

Kulturell wesentlich stärker im Hebräischen verankert waren die Emigranten, die einige Jahre jünger als die Generation Alsbergs ins Land kamen, z.B. mit der Jugenalija. Dass auch für sie die Emigration noch einen Bruch bedeutete, zeigt das Beispiel von Ada Brodsky, einer in Israel sehr bekannten Musikmoderatorin, die sich auch als Übersetzerin deutscher Literatur ins Hebräische (v.a. deletur durch ihre herausragende Übersetzung von Rilkes Werk) große Verdienste im israelischen kulturellen Leben erworben hat. Sie kam als 13-Jährige 1938 ins Land. Obwohl ihr Berufsweg nach einer Erfolgsgeschichte kultureller Integration aussieht, äußerte sie im Gespräch Bitterkeit: Sie hatte doch nicht das werden können, wovon sie schon als Kind geträumt hatte, nämlich eine (bekannte) Schriftstellerin. Auf Deutsch weiterzuschreiben (wo sie schon auf gutem Wege war), war ihr aus biographischen und ideologischen Gründen unmöglich (im Gegensatz zu manchen etwas älter ins Land Gekommenen, vgl. BETTEN 2013b). Auf Hebräisch fühlte sie sich dazu in den ersten Jahren jedoch ebenfalls nicht imstande. Auch wenn der Übergang dann doch schnell ging, blieb ihr bis zuletzt eine Unsicherheit im kreativen Schreiben, was sie als Verlust empfand:

(Bsp. 2) Ada Brodsky (geb. Neumark, *1924 in Frankfurt/Oder), Interview: Miryam Du-nour, Jerusalem 1991

Aber die Schwierigkeit hier war nun eben das Schreiben. Im Gegensatz zum Deutschen, wo man einfach schreibt, muß man im Hebräischen erst sämtliche Quellen studiert haben, von der Bibel über den Talmud und sämtliche *midraschim*, um überhaupt nur einen Satz auf iwrit schreiben zu können. Und das war sehr schwierig zu überwinden, ja? Das war eine Sache. Und dann hatte ich auch immer das Gefühl, daß in Deutschland irgendwie das Milieu mir gehörte, ich fühlte, ich beherrsche die Sache, ich weiß Bescheid. Die Natur, die mich umgibt, die kenn' ich. Ich kenn' alle Blumen, Gräser, Bäume, Tiere, und ich kann alles beschreiben. Ich weiß, wie Leute reden, ich kenne sie. Hier hatte ich das Gefühl, daß mir das alles aus den Händen gleitet, daß ich selber nicht so richtig zu irgendeinem Kreis gehöre. Es schien mir, was ich bin, ist überhaupt nicht etwas, worüber man in diesem Lande schreibt. Man muß schreiben über *chaluzim*, über Pioniere, über alles mögliche, das mir nicht gehört, wohin ich nicht gehöre. Ich werde niemals mehr so ganz genau Bescheid wissen mit den Bäumen, Blumen und Gräsern und sonstigem. Auch wenn ich das nochmal und nochmal frage, dann ist das nicht etwas, was mir selbstverständlich ist. Viele Jahre war mir klar, daß das eben nicht mehr geht, das ist verloren. Und dabei ist es dann auch im Grunde geblieben. Irgendwann kam ich wieder dazu, daß mir die hebräische Sprache genügte, um mich auszudrücken. Und langsam drückte ich mich dann nur noch hebräisch aus. Aber immer blieb irgendwie diese Angst vor wirklich schöpferischem Schreiben. Die ist eigentlich bis zum heutigen Tage geblieben. Das ist etwas, wo ich manchmal sehr viel Bitterkeit fühlte, besonders als ich diese Schreiberei hatte mit den deutschen Autoritäten, ob mir da noch was zukommt oder nicht. Ich mußte ganz genau alles angeben, und dann hieß es, was ich eigentlich will, ja? Ich bin doch wunderbar etabliert, und es fehlt mir überhaupt nichts. Und ich konnte nicht erklären, daß trotz meiner absoluten Zufriedenheit, daß ich hier gelandet bin und daß ich hierher gehöre, sie mir dort eigentlich das ge-

nommen haben, wohin ich mich auf eine ganz natürliche Weise, ohne krampfhaftige Bemühungen entwickelt hätte. Das heißt, man kann ja nicht mit 13 Jahren wissen, wie das weitergegangen wäre, aber es scheint mir, daß es auf einem guten Wege war. (BETTEN/DU-NOUR 2004: 334f.)

3. Sprachkompetenz und Spracheinstellungen in der 2. Generation

In den Interviews mit der 1. Generation wurde auch nach der Sprache mit den Kindern gefragt und danach, was man diesen vom deutschen Kulturerbe noch vermitteln wollte bzw. konnte (vgl. DU-NOUR 2000a: 206f.):

Tabelle 4: Sprache(n) mit den Kindern (in Prozent)

Deutsch	Deutsch u. Hebräisch	Hebräisch	andere
23,6	28,5	42,4	5,6

Im Vergleich zu den Erhebungen in Tab.1–3 verschiebt sich bei der Sprache mit den Kindern das Bild zwar stark zugunsten des Hebräischen, es ist aber doch bemerkenswert, dass inklusive derer, die mit den Kindern Deutsch und Hebräisch sprachen, 52,1% mit den Kindern Deutsch sprachen – im Vergleich zu 42,4% die „nur Hebräisch“ angaben. Selbst wenn man berücksichtigt, dass meist nur das erste Kind in den ersten Jahren zu Hause mit Deutsch aufwuchs und spätestens in der Schule Hebräisch die Hauptsprache wurde und das Deutsche zurückdrängte, bedeutet dies, dass heute noch viele Tausende von Jeckes-Kindern, derzeit zwischen 50 und 80 Jahre alt, in Israel leben, die Deutsch zumindest passiv noch ziemlich gut verstehen (vgl. zum Folgenden ausführlicher BETTEN 2011c). In der israelischen Gesellschaft war die 2. Generation der Jeckes allerdings bis vor wenigen Jahren kaum sichtbar, da sie im Gegensatz zu vielen Angehörigen der 1. Generation keinen deutschsprachigen Organisationen angehörte und zum großen Teil mit Partnern anderer Herkunft lebt. Nicht wenige dieser „Kinder“, die ich zwischen 1999 und 2006 interviewt habe, haben jedoch mit den Eltern – oder auch nur einem Elternteil – bis heute oder bis zu deren Tod Deutsch gesprochen. In diesen Fällen ist das Deutsche meist sehr flüssig geblieben. Ein weiterer Grund für den späteren Grad der Sprachbewahrung ist, ob die 2. Generation die deutsche Sprache zu Hause relativ klaglos akzeptierte, oder aber sich der Außenwelt gegenüber schämte. Was der perfekt Deutsch sprechende Diplomat Shilo (Bsp. 3) berichtet, gilt besonders für

Kinder, die in Städten mit kulturell gemischten Milieus aufwuchsen. In vielen Fällen führte dieses Sich-Schämen zur frühen Verweigerung der deutschen Sprache bei den Kindern – oder aber zu einer späteren Verdrängung. Diese Abwendung von der Familiensprache konnte durch Vieles begründet sein: durch den Spott der Schulkameraden, oder durch genauere Erkenntnisse, was es mit dem Verhasstsein des Deutschen auf sich hatte. Bei vielen Jeckes-Kindern kam noch etwas hinzu, was Shilo andeutet: Die Jeckes wurden damals nicht nur wegen ihrer Affinität zur deutschen Sprache und Kultur getadelt, sondern wegen ihrer als typisch deutsch geltenden Eigenschaften verspottet: Ordnungsliebe bis Pedanterie, Besessenheit von Pünktlichkeit, angebliche Humorlosigkeit, Umständlichkeit, etc. Sie galten als steif und unflexibel, förmlich, kühl. Viele Kinder empfanden das im Vergleich zu den ostjüdischen oder orientalischen Elternhäusern ihrer Freunde auch so, zumindest als Pubertierende. Auch dies hatte oft eine Abwendung von Werten der Eltern, ihrer Kultur und damit auch ihrer Sprache zur Folge.

(Bsp. 3) Michael Shilo (*1934 in Den Haag, 1935 nach Tel Aviv). Interview: Anne Betten, Jerusalem 2005

Wir wollten kein Deutsch sprechen. Unsere unsere Eltern konnten ja nichts anderes als Deutsch und zu Hause haben wir natürlich deutsch gesprochen, dann ging's raus auf die Straße und wir sind die Straße lang spaziert [...], ich bin vorgegangen, ich hab meine Eltern, meine Eltern zwölf Meter hinter mir laufen lassen, und ich bin vorgelaufen, denn ich wollte nicht, dass die Leute wissen und dass die Leute sehen, dass diese zwei, die da hinter mir gehen, dass die deutsch sprechen und ich dazugehöre. Ich wollte nicht dazugehören. Und das war auch, das war auch in der Schule so [...], da waren ja viele Jeckes-Witze natürlich, die haben sich lustig gemacht über die Jeckes, [...] und da haben wir uns natürlich geschämt, wir wollten keine Jeckes sein als Kinder.

Meine Interviews sind viele Jahre nach diesen Jugenderlebnissen entstanden, in einer anderen Situation. Viele Eltern sind schon gestorben und die 2. Generation bedauert jetzt oft, sich nicht früher mehr interessiert zu haben. Man sichtet Korrespondenzen, Hinterlassenschaften, kann sie aber meist nicht lesen. Man beginnt sich für die Familiengeschichte und das jekische Erbe in Israel zu interessieren. Die Scham, die viele als Kind empfunden haben, wenn die Eltern verspottet oder angegriffen wurden, ist dem Vorsatz gewichen, ihre Leistungen für den Aufbau des Staates Israel ins rechte Licht zu rücken. Dies wurde erstmals bei einer Jeckes-Konferenz in Jerusalem 2004 sichtbar, die von Akademikern der 2. Generation veranstaltet wurde (s. ZIMMERMANN/HOTAM 2005). Aber alle heutigen Zusammenkünfte und auch die Zeitung (neuerdings *Yakinton* genannt) werden fast nur noch auf Hebräisch geführt.

Wer die Sprache noch spricht, hat in vielen Fällen eines Tages in Deutschland oder Österreich selbst Bekannte, ja Freunde erworben. Die

Gefühle sind allerdings immer ambivalent; oft kommt es zu erstaunlichen Widersprüchen. So berichtete z.B. eine Juristin, die als Kind verärgert war, wenn ihre aus Wien stammenden Eltern Deutsch sprachen, dass sie heute manchmal allein nach Wien fährt:

(Bsp. 4) M.H. (* 1951 in Jerusalem). Interview: Anne Betten, Jerusalem 2005

MH: Ich muss äh, eine *remark* noch machen. Wenn, wenn ich bin in Wien, für mich ist das der Geruch von Heim. Ich kann das nicht/

AB: Seit wann ist das denn gekommen? Also das war beim ersten Mal sicher noch nicht.

MH: Nein, nachher.

AB: Und wie erklären Sie sich das, ja?

MH: Das verstehe ich überhaupt nicht. Die Sprache, das Geruch, ich/

AB: Also, mhm.

MH: das ist mir familiär. Ich mein, [...] ich fühl nicht in Wien in Heim, aber das mich äh mir ist, ist mir familiär. Das ist mir, ich kenn diese Sachen. Ich fühl diese Sachen. Das, ich mag das, das Ganze, die Sprache und alles. Sehr, sehr interessant.

Für mich war jedoch besonders interessant, dass sie auf meine Frage, dass sie dann sicher heute auch eigene Bekannte in Wien habe, ganz ablehnend antwortete, kennenlernen wolle sie niemanden, denn letztlich sei man dort antisemitisch: „Sie lieben uns nicht“.

Viele Jeckes-Kinder sagten, sie hätten erst bei ihren Deutschlandbesuchen die Sitten und Besonderheiten ihres Elternhauses begriffen. Einige äußerten sogar ganz positive Gefühle gegenüber der deutschen Sprache, wie z. B. Gila Friedmann (Bsp. 5). Sie spricht perfekt Deutsch, liest auch, schreibt es aber kaum: Lesen und Schreiben haben die meisten auch der gut und sehr gut Sprechenden nicht gelernt, sofern es ihnen nicht in Einzelfällen, meist vor Schuleintritt, von Großeltern oder einer anderen geliebten Bezugsperson beigebracht wurde. Gila Friedmann hatte als Jugendliche ein unproblematisches Verhältnis zur deutschen Sprache, da sie in der damals ganz „deutsch“ geprägten Stadt Naharija im Norden Israels aufwuchs, wo in allen Familien ihrer Klassenkameradinnen Deutsch gesprochen wurde. Als sie als junge Erwachsene zum ersten Mal in Deutschland war, kam ihr daher das Deutsche ganz geläufig, sie wurde für eine Muttersprachlerin gehalten. Als sie aber in Augsburg die damals noch nicht renovierte, rauchgeschwärzte alte Synagoge besuchte, erlitt sie einen Schock, glaubte die Schreie verbrennender Menschen zu hören und brachte daraufhin kein Wort auf Deutsch mehr heraus. Sie reiste überstürzt ab und nahm sich vor, nie wieder nach Deutschland zu fahren. Später jedoch heiratete sie in Israel einen Ex-Berliner, und da dieser schlecht Hebräisch sprach, war ihre Sprache zu Hause Deutsch; und als sie 30 Jahre später dann doch wieder nach Deutschland fuhr, dieses Mal nach Berlin, schien ihr alles vertraut. Zudem hatte sie sich inzwischen bei ihrer Arbeit als Museumspädagogin im Diaspora-Museum

in Tel Aviv mit deutschen Touristen angefreundet und daher schon viele Bekannte. Wenngleich ihr Verhältnis zu Deutschland und Österreich trotz der vielen späteren Besuche stets ambivalent ist, so gilt dies viel weniger für die deutsche Sprache:

(Bsp. 5) Gila Friedmann (* 1942 in Tel Aviv). Interview: Anne Betten, Tel Aviv 2005

Ich glaube, Deutsch ist für mich so so die wärmste Sprache, wenn man das so sagen kann. Da fühl ich mich so so so am am, ich glaube am besten mit Deutsch, obwohl Iwrit ist meine Sprache, aber Deutsch ist so so, etwas, das ist die Heimat, das ist die die, das ist Oma, das ist Opa, das ist die ganze Familie.

Für Untersuchungen über das wechselseitige Verhältnis von Sprachkompetenz und Spracheinstellungen, die auf persönlichen Erfahrungen/Erlebnissen beruhen, liefert das Korpus mit der 2. Generation viel Material (s. ausführlich BETTEN 2010 und 2011b). Aber auch wenn die Einstellung zum Deutschen heute – meist nach langen Jahren der Abwendung – wieder so positiv geschildert wird wie von Gila Friedmann, so darf nicht übersehen werden, dass diese Liebe nicht eigentlich dem Deutsch der Deutschen gilt, sondern der Sprache der eigenen Familie und damit der (schon etwas nostalgischen) Zuwendung zur privaten Familiengeschichte, und stets zusammen mit dem schweren Schicksal, das damit verbunden war.

Literaturverzeichnis

- Betten, Anne (Hrsg.) (1995): *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil I: Transkripte und Tondokumente*. (Mit CD). Tübingen: Niemeyer 1995 (Phonai 42).
- Betten, Anne (2000): „»Vielleicht sind wir wirklich die einzigen Erben der Weimarer Kultur«. Einleitende Bemerkungen zur Forschungshypothese »Bildungsbürgerdeutsch in Israel« und zu den Beiträgen dieses Bandes.“ In: Anne Betten / Miryam Du-nour (Hrsg.), 157–181.
- Betten, Anne (2010): „Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel: Zur Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz.“ In: Rita Franceschini (Hrsg.): *Sprache und Biographie*. [Themenheft]. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)*, Stuttgart/Weimar 40, H.160, 29–57.
- Betten, Anne (2011a): „Die Akkulturation der deutschsprachigen Immigranten in Israel: Berichte aus heutiger Perspektive.“ In: Daniel Azuélós (Hrsg.): *Alltag im Exil*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 59–78.
- Betten, Anne (2011b): „Zusammenhänge von Sprachkompetenz, Spracheinstellung und kultureller Identität – am Beispiel der 2. Generation deutschsprachiger Migranten in Israel.“ In: Eva-Maria Thüne / Anne Betten (Hrsg.): *Sprache und Migration. Linguistische Fallstudien*. Rom: Aracne (LisT 4), 53–87.
- Betten, Anne (2011c): „Sprachheimat vs. Familiensprache. Die Transformation der deutschen Sprache von der 1. zur 2. Generation der Jeckes.“ In: Christian Kohlross / Hanni

- Mittelmann (Hrsg.): *Auf den Spuren der Schrift. Israelische Perspektiven einer internationalen Germanistik*. Berlin/Boston (Conditio Judaica 80), 205–228.
- Betten, Anne (2013a): „Sprachbiographien deutscher Emigranten. Die »Jeckes« in Israel zwischen Verlust und Rekonstruktion ihrer kulturellen Identität.“ In: Arnulf Deppermann (Hrsg.): *Das Deutsch der Migranten*. Berlin/Boston: de Gruyter, 145–192.
- Betten, Anne (2013b): „»Aber die Schwierigkeit hier war nun eben das Schreiben.« Die Sprache als Barriere zwischen erwählter und ersehnter Identität.“ In: Hans Otto Horch / Hanni Mittelmann / Karin Neuburger (Hrsg.): *Exilerfahrung und Konstruktionen von Identität 1933 bis 1945*. Berlin/Boston: de Gruyter. (Conditio Judaica 85), 31–63.
- Betten, Anne / Du-nour, Miryam (Hrsg.) unter Mitarbeit von Monika Dannerer (2000): *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente*. (Mit CD). Tübingen: Niemeyer (Phonai 45).
- Betten, Anne / Du-nour, Miryam (2004): *Wir sind die Letzten. Fragt uns aus. Gespräche mit den Emigranten der dreißiger Jahre in Israel*. Neuaufl. Gießen: Psychosozialverlag (1.–3. Auflage Gerlingen: Bleicher 1995ff.).
- Du-nour, Miryam (2000a): „Sprachbewahrung und Sprachwandel unter den deutschsprachigen Palästina-Emigranten der 30er Jahre. (Anhang: Modernes Hebräisch – die vorherrschende Sprache innerhalb der jüdischen Gemeinschaft in Palästina).“ In: Anne Betten / Miryam Du-nour, 182–216.
- Du-nour, Miryam (2000b): „Sprachenmischung, Code-Switching, Entlehnung und Sprachinterferenz. Einflüsse des Hebräischen und Englischen auf das Deutsch der fünften Alija.“ In: Anne Betten / Miryam Du-nour, 445–477.
- Majer, Martina (2012): *Stimmen gegen das Vergessen. Interviews mit jüdischen Emigranten*. Tübingen: Stauffenburg.
- Thüne, Eva-Maria / Leonardi, Simona (2011): „Wurzeln, Schnitte, Webemuster. Textuelles Emotionspotenzial von Erzählmetaphern am Beispiel von Anne Bettens Interviewkorpus »Emigrantendeutsch in Israel.«.“ In: Christian Kohlross / Hanni Mittelmann (Hrsg.): *Auf den Spuren der Schrift. Israelische Perspektiven einer internationalen Germanistik*. Berlin/Boston: de Gruyter (Conditio Judaica 80), 229–246.
- Wassermann, Henry (2006): „Das Deutsche in Erez Israel (1933–1948) [...]“. In: Hermann Zabel (Hrsg.): *Stimmen aus Jerusalem. Zur deutschen Sprache in Palästina/Israel*. Berlin: LIT Verlag, 92–108.
- Zimmermann, Moshe / Hotam, Yotam (Hrsg.) (2005): *Zweimal Heimat. Die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nahost*. Frankfurt am Main: beerenverlag.
- Web-Präsentation der Israel-Korpora IS (1. Generation), ISW (Wiener in Jerusalem), ISZ (2. Generation) am Institut für Deutsche Sprache (IDS) Mannheim: <http://dgd.ids-mannheim.de>.